

Die Zeitungs Welt

Nr. 20

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Schluß)

Noch am selben Abend wurde es im Hause bekannt. Alle kamen, um ihre Glückwünsche darzubringen, auch Krall, der für jede Einzelheit ein merkwürdiges Interesse an den Tag legte. Bloß Fanni fehlte. Die werde heute spät nach Hause kommen, bemerkte Frau Wondraschek, sie habe mittags gesagt, daß sie lange in der Fabrik zu tun hätten. Nun, sie bekomme die Ueberstunden gut bezahlt, da könne man sich's ja gefallen lassen.

Frau Thomas weinte Tränen der Mühsamkeit und sagte tief ergriffen, wie schön es sei, wenn man an seinen Kindern Freudiges und Gutes erlebe.

Nachts träumte Kesi von Greifeneder und küßte seinen heißen Mund auf ihren verächtlichen Lippen. Mit wirrem Kopf und müden Gliedern wachte sie morgens auf und wußte nicht, was das laute Geschrei, das an ihr Ohr drang, Traum oder Wirklichkeit. Neugierig lief sie zum Fenster und sah ganz erstaunt, wie Frau Wondraschek und Frau Thomas wutentbrannt miteinander stritten und Herr Krall aus dem Dachfenster fortwährend herunterrief, sie sollten doch endlich ruhig sein, sonst würde er's der Hausfrau schreiben.

Aus dem Lärm war so viel herauszuhören, daß Fanni seit gestern mittags noch nicht nach Hause gekommen und Brandow ebenfalls nicht zu sehen war, und daß die Hausmeisterin, als ihr Frau Wondraschek, gramtobenhaft und ahnungslos ihre betäubende Beobachtung mitgeteilt, der Wäscherin gestern nur hämische, rücksichtslose Worte gegeben hatte.

Frau Wondraschek räumte sich vor Schmerz die Haare und schrie untröstlich im Hof herum, daß „dieses miserable, scheißeheilige Mensch“ gewiß mit dem Lumpen von Schauspieler durchgebrannt sei. Aber sie werde es dem Kerl schon zeigen. Gleich werde sie „auf die Polizei“ gehen, sie kenne dort einen Wachmann, der sei ein guter Freund von ihr. Der Schauspieler müsse eingesperrt werden, „auf lebenslanglich“, wenn man ihn erwische.

Sie solle sich doch nicht auslachen lassen, sagte Frau Thomas mit sachkundiger Miene und etwas höhnlisch, darauf gebe es kein „lebenslanglich“. Sie werde schon ihr Recht finden, schrie Frau Wondraschek giftig, man lebe Gott sei Dank in der Wiener Stadt und nicht in einem Wald, in dem so ein dahergelaufener „deutscher Bruder“ machen könne, was er wolle.

Kesi erinnerte sich Kesi, wie sonderbar sich Fanni in den letzten Tagen benommen hatte, und ganz plötzlich kam ihr der Gedanke, ob sie trotz aller Schande, die auf der Davongelaufenen lastete, nicht ebenso gern mit Vinder in die weite Welt gegangen wäre. Sie erschrak vor dieser Idee, die ihr so unwillkürlich durch den Kopf gefahren war. Ein eisiger Schauer überlief sie. Beim Ordnen der Haare grinsten ihr aus dem blinden, abgesplitterten Spiegeldchen ein blaßes, schmerzdurchwühltes Gesicht entgegen. Kesi bedauerte sie's wieder, daß sie gestern „Ja“ gesagt hatte. Den ganzen Tag ging sie verstimmt herum, von widersprechenden Stimmungen hin und her geworfen.

Fannis Flucht erregte im Hause großes Aufsehen. Mit jedem einzelnen beriet sich Frau Wondraschek, was sie tun sollte. Bitterkeit klagte sie Kesi ihr Leid. Ja, so ein Kind wie Kesi, die ihren Eltern nur Freude mache, jagte sie heutzutage, das sei etwas anderes. Aber die Fanni — sie machte ihrem Schmerz in einem derben Fluche Luft — nie habe dieses herzlose Geschöpf sich um die arme Mutter gekümmert, die sich für ihre Tochter aufgeopfert hätte. — Kesi erschauerte. Ihr war es, als hörte sie die eigene Schande, die sie beinahe auf sich geladen hätte. — Und jetzt bleibe ihr das „teure Zimmer“ leer, lamentierte die Wäscherin weiter, und wer ersehe ihr denn die zehn Kronen wöchentlich, die ihr die Fanni ins Haus gebracht habe. So ein „undankbares Mensch!“ Das habe man nachträglich für die viele Plage!

Aber ihre ewige Drohung mit der Polizei führte sie doch nicht aus. Sie wußte, warum. Als Brandow ihr vor vierzehn Tagen das Zimmer gekündigt hatte, war durch den Zettel, der täglich am Haustor hing, in Kenntnis gesetzt, eine Frauensperson gekommen, hatte sich danach erkundigt, ob die stammer einen abgesonderten Eingang habe, und sie, als alles stimmte, sofort gemietet. Heute abends sollte sie einziehen.

Frau Wondrascheks erfahrenen Augen war es aber nicht entgangen, daß die neue Mieterin nicht gern mit der Polizei in Berührung gekommen wäre. Sie unterließ daher den gefährlichen Weg, besonders als abends ein Brief einlangte, in dem Brandow und Fanni Frau Wondraschek den Rat gaben, sie nicht zu verfolgen. Sie würden ihr jeden Monat so viel schicken, als sie ersparen könnten, wenn sie von ihr unbehelligt blieben. Sollte sie aber Fannis

Milchleber erzwingen wollen, dann würden diese Geldsendungen sofort aufhören.

Das linderte Frau Wondrascheks namenlose Betrübniß. Mit ihrem Schmerz ausgeföhnt kam sie triumphierend zu Kesi und erzählte voll Befriedigung, was für ein „gutes, braves“ Kind sie habe. Stolz zeigte sie den Brief vor und weinte Tränen der Mühsamkeit über das „gute Herz“ des Kindes.

Sie gab Kesi den Brief zu lesen. Dort stand an einer Stelle, daß die Liebenden nie voneinander lassen würden. Kesi begann es vor den Augen zu flimmern. Wie verloren starrte sie auf diesen Satz. . . . Ob sie auch so fest entschlossen wäre, nie von Greifeneder zu lassen, wenn die Frage an sie herantreten sollte? . . .

Den ganzen Abend ging ihr dieser quälende Gedanke nicht mehr aus dem Kopf. Greifeneder, dem ihr verstörtes Wesen auffiel, fragte sie mit zärtlicher Besorgnis, ob ihr vielleicht etwas fehle, sie sehe so angegriffen aus. Das sei ihre Sache, erwiderte sie gereizt, man solle sie doch in Ruhe lassen und nicht ewig mit diesen dummen Fragen quälen.

Reinliche Stille trat ein. Greifeneder biß sich verstimmt auf die Lippe und senkte ab. Frau Wendel wurde rot und warf ihrer Tochter einen zornigen, mißbilligenden Blick zu. Herr Wendel, der seinem künftigen Schwiegerjohn gerade mit großer Wichtigkeit darüber einen Vortrag gehalten hatte, daß die christliche Familie die Grundlage aller Sittlichkeit bilde, leste während die Zigarre weg und rief der Tochter ein kräftiges Schimpfwort zu. Mit finstern Gesicht warf er dann seiner Frau vor, daß sie es nicht verstanden hätte, ihre Kinder zu erziehen. Was er denn eigentlich früher tun solle, im Geschäft arbeiten, für die Wiener Stadt sorgen oder sich mit den nichtsahnigen Fraten abgeben!

Er war nicht zu besänftigen. Bis in den Hof hinaus hallte sein Geschrei und lockte die neugierigen Weiber aus Fenster der Wendelschen Wohnung. Nach einer Weile empfahl sich Greifeneder mit der scherzhaft an Kesi gerichteten Bemerkung, sie solle doch nicht schon vor der Hochzeit eine böse Sieben sein.

Frau Wendel hielt es für angezeigt, ihn hinauszubegleiten.

Ihrer Tochter machte sie aber sofort, als sie ins Zimmer zurückkam, den Standpunkt klar und sagte, sie könne sich bei einem solchen

Benehmen ihr Glück leicht verschmerzen. Daher mußte die Hochzeit lieber heute als morgen stattfinden, bevor Greifeneder sich's wieder überlege. Nesi ließ willentlos alles mit sich geschehen und war ganz damit einverstanden, daß sie sich, wie Greifeneder am nächsten Tage vorschlug, im Juli trauen lassen sollten. Da wäre er frei, sagte er, und könnte mit Nesi zu seinen Eltern fahren. Im August wäre es unmöglich, weil da der Holzmann auf Urlaub ginge, und im September sei im Geschäft schon so viel zu tun, daß er auch nicht für einen Tag abkommen könnte.

12.

Sie saßen im Kapee, er drückte ihr zärtlich die Hand. Sein rundes, blühendes Gesicht strahlte vor Glück. Heiße Blut lag in seinen leuchtenden Augen, als er sich mit liebevoller Besorgnis zu ihr neigte und ihr lächelnd etwas ins Ohr flüsterte. Seine Stimme zitterte leise wie verhaltene Sehnsucht. Durch die kräftige Gestalt ging eine erwartungsvolle Unruhe. Nesi sah sinnend zum Fenster hinaus.

Wie in einem Traum war das alles an ihr vorbeigehuscht, die flüchtigen Ereignisse der letzten Tage, die quälenden Zweifel, das rastlose Bestreben, an das Glück zu glauben, dieser ewige, unentrinnbare Streit in ihrem Herzen, der sie überallhin verfolgte. Dann die geschäftigen Vorbereitungen, der Arbeitstau, die Anfertigung der Hochzeitskleider, die sie einige Tage in einem fieberhaften Zustand wohlthätiger Betäubung gehalten hatte und der Hochzeitstag.

Der Zug rollte und brauste und kochte, und immer weiter führte er sie fort, immer weiter weg von allem, was ihr gewohnt und vertraut war.

Unbekannte Gegenden tauchten auf, so weit war sie noch nie gekommen. Alles fremd und neu und unpersönlich, wie das Leben, dem sie entgegensteuerte. . . . Wohin fuhr sie? Was erwartete sie dort? . . . Sie lächelte mühsam und gezwungen, als sie den warmen Händedruck ihres Mannes fühlte und wandte ihm ihr blaßes, traumumfangesenes Gesicht zu. Es durchrieselte sie so heiß und schwül bei diesem Druck seiner kräftigen Hand, daß sie Angst verspürte, Angst und doch ein wohlthätiges Erschauern, wie man im Walde vor den dunklen Mäffeln der Nacht zurückbebt und sich doch zu ihrer lockenden Märchenschönheit hingezogen fühlt.

Wie seltsam, dachte sie, eine ganz andere war sie in den wenigen Tagen geworden. Ueber welche Dinge sie jetzt nachgrübelte! Und sich unnütze Sorgen machte. . . . Sie hatte doch einen schönen, gesunden Mann, der sie lieb hatte und ihr alles bot, was er nur konnte, einen guten, braven, fleißigen und lieben Menschen, wie ihn nicht jede besaß — sie dachte an ihren eigenen Vater, was war das für ein Unglück, mit dem verheiratet zu sein; die arme Mutter! — und sie war nicht zufrieden und quälte sich mit so dummen, überspannten Sachen, die nicht der Rede wert waren, und verdarb sich diese schöne Zeit, statt das Leben zu genießen, das ihr der liebe Herrgott beschieden hatte. Nicht jede hatte es so gut, und so manche mochte sie beneiden. Auslachen würde sie jeder, dem sie ihre Dummheiten erzählte. . . .

Sie waren nicht allein im Kapee, sonst hätte sie seinem flehenden Blick Wilfsahrt und ihm einen Kuß gegeben. Nun bemühte sie sich, es ihm wenigstens mit den Augen zu sagen, wie dankbar sie ihm war für alles Liebe, das er ihr bewies. Es wäre doch häßlich gewesen, ihm das nicht zu lohnen.

In St. Wölten stiegen sie aus und warteten eine Stunde auf die Witznabahn, mit der sie dann drei Stunden durch eintöniges, flaches Feldgebiet fuhren. Auf der Endstation wurden sie schon von Greifeneders Eltern erwartet, zwei alten Leuten mit freundlichen, einfältigen Gesichtern, auf denen das breite, gemüthliche

Bauernlächeln lag. Sie sprachen nicht viel und führten das junge Paar zum Wägelchen, daß draußen vor dem Bahnhof bereit stand.

Das federlose Fahrzeug holperte auf der unebenen Straße, auf der heiser Sonnenbrand lag. Dichte Staubwolken flogen auf. Der Weg führte an endlosen Feldern vorbei, hie und da stand ein einsames Bauernhaus. Auf dem unbequemen Holzbänfchen wurde man hin und her gerüttelt. Nesi schmerzte der Kopf. Die Sonne blendete arg, die junge Frau beschattete mit der Hand die Augen und blinzelte mißvergnügt. Die Eltern lachten ihr lustig zu. Die Stadtleute, die wären zimperlich wie ein Zuderhut, sagte der Vater gutmütig, so ein Bauer sei schon daran gewöhnt.

Nesi machte ein unzufriedenes, finsternes Gesicht und maulte verdrießlich. Dann schämte sie sich darüber, daß sie den alten Leuten so unfreundlich begegnete. Das war doch vorher nie bei ihr der Fall gewesen, dachte sie reumütig, daß sie gar so empfindlich war und irgend ein harmloses Wort gleich trumm nahm. . . . Sie zog die Hand vom Gesicht weg und lachte, daß die weißen Zähne blinkten. Die Sonnenstrahlen tanzten ihr vor den Augen herum und zogen ihr die Wangen heiß. Doch sie setzte nun einen Stolz drein, zu zeigen, daß sie kein Zuderhut war. Jetzt nickten ihr auch die Alten freundlich zu und sahen sie wohlgefällig an.

Als sie auf dem Hofe ankamen, fühlte sich Nesi wie zerdrückt. Der Alte sprang gelenkig vom Wägelchen und half seiner Frau, die ohne Schwierigkeit hinterkam, während Nesi gar nicht festen Fuß fassen konnte und langsam hintergalopp. In den niedrigen Zimmern war es sehr heiß. Nesi gefiel es gar nicht. Die bäuerlich behagliche Einrichtung war ihr fremd und ungemüthlich, und sie sehnte sich nach ihrer lieben Stube zu Hause und nach dem Fenster mit dem Ausblick auf den Hof.

Man setzte sich zu Tisch. Die Alten hatten ein gutes Essen vorbereitet, Schweinebraten, Kartoffeln, Gurken und frisches Bier aus dem Wirtshaus. Solche feine Sachen kamen nicht alle Tage auf den Tisch, sagten sie mit freundlichem Seitenblick auf ihre Schwiegertochter, doch Nesi ließ den gastfreundlich gefüllten Teller fast unberührt stehen. Sie sei müde und habe Kopfschmerz, antwortete sie auf die besorgte Frage Greifeneders. Sie bemühte sich, ihre Gereiztheit zu verbergen. Es sollte sanft und beruhigend klingen, was sie sagte, kam aber so hart und schroff heraus, daß die Eltern ganz verwundert den Kopf schüttelten.

Nun ärgerte sie sich über das laute, derbe Sprechen der alten Bauersleute. Es dröhnte ihr in den Ohren und tat ihren überreizten Nerven weh. Wenn einer der beiden etwas sagte, verzog sie das Gesicht. Die alten Leute erzählten recht weiterschweifig von ihrem Gesundheitszustand, den Beschwerden des Alters und ihren sonstigen Sorgen, mit unwüthigen, unverblühten Worten. Nesi sah gelangweilt drein. Alles war ihr so widerwärtig. Draußen grunzten die Schweine, im Gutedenpfuhl quakten die Kröschchen, und der Wind, der sich von Zeit zu Zeit erhob, trieb die ecken Düste des Misthaufens ins Zimmer. Und dazu dieses Gespräch, das Nesi gar nicht interessierte. Ihr Mann hätte sich auch etwas mehr um sie kümmern können, dachte sie.

Mißmüthig erhob sie sich. Sie sei müde und wolle sich früher niederlegen. Gerade wollte der Bauer eine Flasche guten Apfelmosts aus dem Keller holen. Selbstgepreßten, sagte er voll Stolz, seiner Schwiegertochter zu Ehren. Doch sie dankte kurz. Ihr braunne obenein der Kopf. Geärgert legte Greifeneder die Zigarre weg und sagte seinen Eltern „gute Nacht“.

Die alten Leute waren allein. Sie sahen einander fragend an. Der eine wollte in den Augen des andern lesen, bevor er selbst zu

sprechen begann. Dieser Blick sagte ihnen alles. Nun wußte jeder, was der andere dachte. Sie waren mit ihrem Urtheil fertig, ohne noch ein Wort gesprochen zu haben.

Die Wahl ihres Sohnes war ihnen ohnehin sehr unwillkommen gewesen, und der Alte hatte damals, als ihm Michel mittheilte, er werde sich verloben, sofort nach Wien fahren wollen, um ihn von dieser unglückseligen Idee abzubringen. Er hatte immer gedacht, daß Michel, der's in der Stadt so weit gebracht und noch ein hübsches Gütchen zu erwarten hatte, müßte eine mit Geld nehmen. Und nun vergaßte sich der Bub in so ein armes Mädel und lud sich noch die ganze Bettelkammer auf den Hals. Das würde Geld kosten statt einbringen. . . .

Der Alte hatte von den Feldarbeiten nicht abkommen können und seinem Sohne geschrieben, er dürfe das auf keinen Fall thun. Und der Vater, erlaube ihm nicht, ein Mädel zu heiraten, das nichts mitbringe. Darauf hat Michel recht zärtlich geantwortet, sie sollten seine Nesi kennen lernen, dann würden sie anders reden. Das sei ein lieber, herzlicher Bub, wie sie ihn noch nie gesehen hätten. Und die Eltern hatten nachgegeben, voll Neugier auf die Schwiegertochter, in die ihr Sohn verlobt war.

Nun war sie da und enttäuschte sie gründlich. Schon das konnten sie dieser zimperlichen zerbrechlichen Stadtpuppe nicht verzeihen, daß sie ihnen das Herz ihres Sohnes gestohlen hat. So lange hatte er sie nicht gesehen, sagte die Mutter mit Tränen in den Augen, und um einen Augenblick hatte er länger bleiben wollen und war ihr nachgegangen, dem gepulsten Thier das zu „mir mit“ war, zu gar keiner Arbeit und obendrein kein Geld hatte.

Der alte Bauer rauchte stumm seine Pfeife. Manchmal nickte er nachdenklich und zustimmend und drückte mit dem Finger die Asche nieder. Ja, ja, sagte er nach einer Weile, die Stube habe ihn ganz verdorben, den Michel. Wo er das Geld so leicht verdiene, daß es in die Tausende gebe, werde man leichtsinnig und vernachlässige jede Berechnung. Er sei froh, daß sie nun den einen hätten. . . .

Wie von einem Fieberfrost geschüttelt, legte sich Nesi ins Bett und zog die Decke über die Ohren. Die frische Wäsche fühlte sich kalt und feucht an. Die junge Frau kauerte sich zusammen und kühlte sich fest ein. Neben dem Bett sah sie ihren Mann stehen, den lauernden Raubtierblick auf sie gerichtet. Wie häßlich jetzt war! Die vorquellenden Augen, der gierige, erbarmungslose Zug um den Mund, das gedunsene, rote Gesicht — sie hatte Angst und Angst vor ihm. . . .

Die Sonne leuchtete schon mit voller Stärke ins Zimmer, als Nesi am nächsten Morgen die Augen aufschlug. Sie sah sich bestreundet um. Ihr war's im Kopf so sonderbar, und in den Gliedern lag eine müde Schläffheit, als wäre sie gebrochen.

Jetzt bemerkte sie erst, daß sie nicht zu Hause lag, nicht in ihrer Küche mit dem gewohnten Ausblick auf das Gärtchen im Hof. Nun erinnerte sie sich an alles. Zwischen heute und gestern lag ein tiefer Schnitt in ihrem Leben.

Sie blickte zur Seite. Das Bett ihres Mannes war leer. Erleichtert atmete sie auf.

Beim Mittagessen ging es recht ungemüthlich zu. Nachmittag streckte sich der Bauer auf dem Bauk aus, die Mutter las wie an einem Sonntag in der Bibel, ihr Sohn saß bei ihr und rauchte, nur Nesi wußte nicht, was sie mit sich anfangen sollte.

Sie sehnte sich schon nach Hause. In eifrigerer Tätigkeit würde es besser gehen, dachte sie. An Arbeit gewöhnt, konnte sie die Mühseligkeit nicht ertragen.

Als sie allein waren, sagte sie's ihrem Manne und bemühte sich dabei mit aller Macht, ein freundliches Gesicht zu machen und einen herzlichen Ton zu finden. Greifeneder, der seiner Frau rücksichtsvoll begegnen wollte, war damit ganz einverstanden. Es war ja kein Wunder, daß ein junges, lebenslustiges Stadtlind sich mit zwei ruheliiebenden Bauernleuten und noch dazu in dieser weltentlegenen Einsamkeit nicht vertragen konnte. Das sah er ganz gut ein.

Er war sehr erstaunt, als die Eltern seine Eröffnung ruhig aufnahmen, sogar eine gewisse Befriedigung zeigten. Er hatte sich auf einen kleinen Kampf gefaßt gemacht und war fast gekränkt, daß die alten Leute den Sohn, den sie doch lange nicht gesehen hatten, so ruhig zusehen ließen.

Abends, als Kesi wieder früher als die anderen zu Bette gegangen war, sie habe schon wieder so starkes Kopfweh, hatte sie gesagt - erfuhr Greifeneder die Ursache, warum die Eltern gegen die frühe Abreise keinen Widerspruch erhoben. Er sei ihm sehr willkommen und sein guter, braver Sohn, das einzige Kind, das sie noch von hinnen hätten, sagte der Vater, und seine Augen ruhten dabei mit inniger Liebe auf dem offenen, gutmütigen Gesicht Greifeneders - aber die da, die sei gar nicht nach seinem Geschmack. Und froh sei er, daß sie gehe. fügte er mit dem ruhigen Gleichmut des Bauern hinzu, der nur Naturereignisse schwer zu nehmen gewohnt ist.

Die Mutter meinte dasselbe.

Greifeneder erblaßte. Er fühlte, daß zwischen ihm und den Eltern eine Entfremdung eingetreten war, denn er teilte ihre Ansicht nicht, konnte sie nicht teilen. Bog es ihn doch mit aller Macht zu seiner jungen Frau hin, und er sagte sich im stillen, daß die rechtshaberischen alten Leute, die nichts anderes wußten als ihr Feld zu bebauen, für den reizvollen Zauber, der von dieser Frau ausging, kein Verständnis haben konnten. Er tröstete sich damit, daß er einmal im Winter, wenn Kesis jahriges Weien geschwunden wäre, seine Eltern zu sich laden würde, damit sie Gelegenheit hätten, die junge, blühende und lebenswürdige Frau auf ihrem eigenen, angestammten Boden zu sehen. Das würde sie von ihrem Irrtum endlich abbringen. Wenn man eine Pflanze plötzlich in die Stadt verpflanzte, wäre sie für jeden Städter gewiß auch ungenießbar gewesen.

Am nächsten Morgen reisten sie ab. Erwartungsvoll fuhr Kesi ihrem neuen Heim entgegen. Ihr Herz pochte laut. An dem frostigen Abschied der Schwiegereltern, die ihre Gefühle gar nicht verheimlicht hatten, war es ihr plötzlich klar geworden, wie häßlich sie sich gegen die alten Leute benommen hatte. Die wenigen Tage, auf die sich diese guten Menschen gewiß schon lange Zeit gefreut, hatte sie ihnen durch ihr unverträgliches Weien gründlich verderben. Sie nahm sich fest vor, das alles wieder gut zu machen.

Schon jetzt bemühte sie sich, mit Greifeneder recht freundlich zu sein. Sie schmeigte sich eng an ihn, blickte sich überall forschend um, und als sie sich überzeugte, daß sie weit und breit von niemand beobachtet wurden, drückte sie einen Kuß auf seine Stirne, ergriff seine Hand und küßte auch die, bevor er ihr's wehren konnte.

Ein stolzes, glückliches Lächeln auf den Lippen ließ er befriedigt seinen Blick auf dieser entzückenden Frau ruhen. Wenn die Eltern sie jetzt so sehen könnten, dachte er, da würden sie schon anders reden. . . .

Aber je näher sie der Heimat kamen, desto mutloser wurde Kesi. Würde es ihr auch gelingen? . . . Doch Greifeneders heiteres, vertrauensvolles Wesen beruhigte sie. . . . Wie

sollte es denn nicht möglich sein, einen Menschen recht lieb zu gewinnen, der so gut war!

In der nächsten Woche sollte die Wohnung bezogen werden. Zwei freundliche Gastzimmer und eine Küche. Alle Bekannten erzählten sich's mit Reid und Staunen, wie nobel es der Wendelkese gehe, sogar ein eigenes Zimmer zum Essen habe sie.

Nun war man auf der Suche nach einem Mädchen. Greifeneder wünschte, daß Kesi sich nicht zu viel plage und ein Dienstmädchen halte. Damit würde es aber seine liebe Not haben, meinte Frau Thomas, die hierin sehr bewandert war. Jetzt, im August, wäre es sehr schwer, eine anständige Person zu bekommen, besonders eine „für alles“. Die „gute Frau“ sollte doch die Toni nehmen. Sie sei zwar bei der Frau Pöllinger nur als Stubenmädchen gewesen, gebe aber jetzt „für alles“, wenn sie zu einer anständigen Herrschaft komme. Eine bessere konnte die „gute Frau“ gar nicht finden. Die Toni sei eine Perle. Sie wohne jetzt bei der Frau Wondratschek. Bei ihr selbst, wo die Toni hätte einziehen sollen, wäre ja kein Platz.

Abends kam Toni, die Perle, nach Hause und sie wurden handeleins. Am nächsten Tag bezogen Greifeneders ihre neue Wohnung, und Kesi übernahm ihre Hausfrauenpflichten.

Die Wochen verdingen, gleichmäßig und abwechslungslos floß das Leben dahin. Ueber Kesi war eine stille, wunschlose Resignation gekommen, die sie Greifeneder noch schöner und lebenswerter erscheinen ließ. Er freute sich über die träumerische Anmut ihres Wesens und die geräuschlose Art, wie sie durds Zimmer zu gehen und nichts zu verpassen pflegte, was zu seiner Regentlichkeit gehörte. Er wußte sie glücklich, weil er glücklich war und sah, daß sie nichts unterließ, was zu seiner Zufriedenheit nötig war.

Ihr aber war jetzt am wohlsten, wenn sie allein zu Hause sein und ihren Gedanken nachhängen durfte. Niemand wußte, was in ihr vorging, den Eltern sagte sie nichts. Eine seltsame Erluchtung war über sie in den letzten Wochen gekommen, eine merkwürdige Fähigkeit, in ihrer eigenen Seele zu lesen und sich zu beobachten. Auch daß die Eltern dafür, was ihr Inneres anwühlte, kein Verständnis hatten, wußte sie jetzt.

So trug sie's lieber allein.

Sie ging nicht mehr gern unter die Leute, und wenn sie zur Mutter kam, hörte sie gar nicht, was ihr die Weiber erzählten. Der Hausvater interessierte sie nicht.

Aber einmal horchte sie neugierig auf. Frau Thomas erzählte im Hofe, daß Herr Krall heute früh einen Brief aus Berlin erhalten hätte von Herrn Winder. Der Name wirkte wie ein elektrischer Schlag. Mutübergehen fragte Kesi hastig, ob ihm gar etwas zugefallen sei, dem Herrn Winder.

„Davon hat der Herr Krall mir g'sagt,“ erwiderte Frau Thomas.

„Was steht denn in dem Brief, sagen Sie mir's!“

Die Hausmeisterin zuckte gleichmütig die Achseln. Nichts von Bedeutung. Er erkundigte sich halt, der Herr Winder, was es hier Neues gebe. Vielleicht wolle er gar wieder zurück, der Wandervogel, nachdem er sich überzeugt hätte, daß einem nirgends die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Nun ja, fürs Arbeiten sei er nie gewesen, der gute Herr, fügte sie salbungsvoll hinzu, und arbeiten müsse der Mensch auch in Berlin. Auch dort bekomme man wahrscheinlich Essen und Trinken nicht umsonst.

Ohne Frau Thomas' Weisheit zu Ende zu hören, war Kesi von einem plötzlichen Verlangen getrieben, die steile Treppe zu Kralls Mansardenzimmer hinaufzulaufen. Der junge Mann sprang erschreckt auf, als er sie eintreten

sah. Hastig warf er einen Bogen Fließpapier über einige auf dem Tische liegende Photographien. Kesi fiel seine Verwirrung nicht auf. Sie sah und hörte nichts. Sie wußte bloß das eine, daß er einen Brief von Winder erhalten, und daß sie erfahren mußte, was darin stand.

„Was schreibt er Ihnen denn, der Herr Winder?“ fragte sie ganz unvermittelt mit erwartungsvollem Ausdruck im Gesicht und schwerem, leuchtendem Atem. Bis in den Hals fühlte sie das laute Pochen des Herzens.

Er war so verwirrt, daß er sie nicht einmal zum Sitzen aufforderte. „O, nichts Besonderes,“ sagte er in seiner ehrlichen, gutmütigen Art. „Er fragt mich bloß, ob es wahr ist, daß Sie geheiratet haben, und läßt Ihnen recht viel Glück wünschen, und ob es Ihnen gut geht, trost er. Er wünscht Ihnen das Allerbeste von ganzem Herzen, schreibt er. . . . Das ist alles.“

„So!“ murmelte Kesi wie für sich. „Das ist wirklich sehr schön vom Herrn Winder. Das . . . Herr Krall,“ sagte sie nach einer Weile, „wenn Sie ihm antworten, schreiben Sie ihm, bitte Sie, ich laß mich höchstens bedanken und . . . Sie geht mir sehr gut, hören Sie, sehr gut, schreiben Sie ihm!“

„Frau Greifeneder,“ bemerkte Krall dann, als er sah, daß sie sich zum Gehen wandte, „ich sag Ihnen was. . . . Wissen Sie, Frau Greifeneder, daß der Winder Sie sehr verehrt hat?“

Sie erblaßte. „Was sind denn das für Zwätzeln, Herr Krall?“ stotterte sie erregt und bemühte sich vergeblich, ihrer Stimme einen würdevollen, strengen Ton zu geben. „Sie denken Ihnen wahrscheinlich, ich bin noch die Krän'n Meie, was? Ach bitte mir's aus, wenn Sie über Herr Krall!“

Krall fuhr erdredt zusammen. „Ach, Frau Greifeneder!“ Er erhob den Zeigefinger und tat sehr wichtig. „Wissen Sie, Frau Greifeneder, warum ich nämlich das vermute?“ fragte er mit geheimnisvollem Diablenäuglein.

„Ne, das möchte mich wirklich interessieren!“ antwortete sie mit gehemmeltem Spott. Nur, aber die Ungeduld erkennen, mit der sie auf die Antwort wartete.

„Zehen Sie, Frau Greifeneder,“ fuhr Krall bedeutungsvoll fort, „als Herr Winder abgereist ist, hat er mir den Auftrag gegeben . . .“

„Ne, was denn? So sagen Sie es endlich!“ rief sie heftig.

„Ich soll ihm's gleich mitteilen, wenn Sie heiraten. . . . Und ich Unglücksmenschen hab's total vergessen! . . . Ach, ich nun, da hat er mich jetzt gefragt, ob es wahr ist. Ach weiß nicht, wer ihm's geschrieben hat.“

Wie betäubt wandte Kesi hinaus. . . . Sie hatte keine Erinnerung dafür, wie sie nach Hause gekommen war. . . . Plötzlich sah sie, daß sie in ihrer Wohnung beim Fenster stand und auf die Straße hinunterstarrte. Dann begann sie die Blumenköpfe zu begießen, gewohnheitsmäßig und mechanisch. Als ihr Mann ins Zimmer trat, fand er sie emsig mit der Stange hantierend. Seit der letzten Zeit war das Pflügen der Blumen ihre Lieblingsbeschäftigung. (Fortsetzung folgt.)

Städteverfassung.

Von Wilhelm Schröder.

(Schluß)

Es kam hinzu, daß der Königin Luise die Sparsamkeit des Ministers mißfiel; obgleich die Hofhaltung in dieser schlimmen Zeit noch beträchtlich mehr als die gesamte Zivilverwaltung kostete, waren der Königin doch gewisse Einschränkungen zuwider. Vollends kam es zwischen ihr und dem Minister zum Bruch, als er sich der von ihr geplanten Reise nach Petersburg widersetzte, weil

die 70 000 Dukaten, die dies Vergütigen kostete, nur zu beschaffen waren, wenn man die zum Ersatz für Kriegsschäden bestimmten Gelder angriff.

Als eine Art Fremdkörper blieb die Städteordnung im preussischen Polizeistaat bestehen, als eine dem preussischen Wesen feindliche Einrichtung wurde sie vom Beamten- und Junkertum bekämpft, sobald dieses nach den Befreiungskriegen seine alte Vorherrschaft wieder vollends befestigt hatte. Die Städteordnung mochte gedacht worden sein als eine zwar mit Mängeln behaftete, aber freibeitlicher Ausbildung fähige Institution, die schließlich gefördert werden sollte durch eine repräsentative Verfassung für den ganzen Staat; sie blieb ein Torso.

Ein gut Teil Schuld daran, daß dies so kam, trug die politische Indifferenz des Bürgertums selbst. Als in Berlin ein „Ermierter“, der frühere Kammerpräsident v. Gerlach, sich zur Annahme eines Stadtverordnetenmandats herabgelassen hatte, wählte ihn die Servilität der braven Hauptstädter zum Vorsteher und dann zum ersten Oberbürgermeister. Die besetzten Stellen des Magistrats wurden zumeist mit Mitgliefern der alten reformfeindlichen Ortsobrigkeit besetzt, und in der Provinz wählte man oft Angehörige der Bureaucratie und des Militärstandes als Leiter der Gemeinde. So verstand der Bürgersinn die berühmten Einleitungsworte der Städteordnung: „Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Aufsicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Anstruktion, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben.“

Mit besonderem Eifer war die Staatsgewalt darüber her, den Teil des Gesetzes auszuführen, der den Städten die richterliche Gewalt dort nahm, wo sie in der Form von Stadtgerichten noch schattenhaft in Geltung war. Auch ermächtigte eine königliche Kabinetsorder vom Jahre 1815 das Ministerium, Wahlen von Magistratsmitgliedern, die im Widerspruch zur Städteordnung auf längere als die gesetzlichen Amtstermine oder auf Lebenszeit erfolgt waren, trotz ihrer Gesekwidrigkeit zu genehmigen. Wilhelm von Humboldt, der 1819 auf kurze Zeit Minister geworden war, äußerte zwar in einer an Hardenberg gerichteten Denkschrift schwerwiegende Bedenken gegen diese reaktionäre Ausnahmebestimmung; aber mit Humboldts Ministerherrlichkeit hatte es binnen kurzer Zeit ein Ende. Von Bedeutung sind immerhin die folgenden Sätze aus der Humboldtischen Denkschrift:

„Die Abhängigkeit der städtischen Beamten von der öffentlichen Meinung und den Gesinnungen in seiner Gemeinde ist gerade etwas, das erhalten, nicht unterdrückt werden muß; es liegt darin und in dem engen Zusammenhang der Bürger mit ihren Vorstehern das Distinktive einer Municipalverfassung, und wenn man eine solche dem Wesen und der Tat nach haben will (und sonst ist es besser, ganz darauf Verzicht zu leisten), so muß man das nicht gering einschätzen.“

Diese Worte sind der Schwanengesang einer freibeitlichen Richtung in Preußen.

Zunächst tat sich die rückwärtliche Richtung unter der Führung des Kronprinzen in der Schaffung von acht von einander verschiedenen Kreisordnungen für die einzelnen Provinzen des Ostens gütlich. Auf den gesamten Provinziallandtagen hatten sich 215 Stimmen von Städten und Landgemeinden den 253 Stimmen der Landesherrn und Ritter zu beugen; auf sämtlichen Kreistagen standen den 10 000 Stimmen der Rittergüter gar nur 975 Stimmen der ländlichen und 970 Stimmen der städtischen Gemeinden gegenüber. Dem Junkertum kam selbstverständlich der Appetit beim Essen; unter

kronprinzlicher Führung verlangte es eifrig individuelle „historische“ Verfassungen für jede einzelne Stadt. Die Staatsregierung aber ward nicht müde, durch Deklarationen die Selbstständigkeit der Städte in Einzelheiten einzuschränken; der Städteordnung im ganzen aber ging sie durch die Revision vom 17. März 1831 zu Leibe. Der Geist dieser Aenderung wird gekennzeichnet durch das Urteil, das Wilhelm v. Humboldt in seiner Eigenhast als Staatsrat über den neuen Entwurf abgab. Er meinte, daß darin dem Beauftragten der Staatsbehörde sehr viel zugestanden worden sei, und daß in dem ganzen Entwurf die Absicht, den Städten die zur Erweckung allgemeiner Teilnahme an dem Gesamtwohl notwendige Selbstständigkeit zu geben, sich nicht so lebendig wie in der alten Städteordnung ausspreche. Es wird, so sagte er weiter, der Bürgersinn im allgemeinen, der wie man offenberzig gestehen muß, mehr bei den höheren als bei den niedrigeren Klassen einer Erweckung bedarft, immer mehr geschwächt, je sparsamer man die Gelegenheiten des Zusammenkommens aller Bürger ohne Unterschied machte.

Die wesentlichen Aenderungen, welche die Städteordnungsrevision von 1831 brachte, bestanden in der Festlegung einer früher erlassenen ministeriellen Deklaration, worin die Befugnis zum Grundbesitz und zum Gewerbebetrieb vom Bürgerrecht ausgesprochen war; jedoch wurde bestimmt, daß Grundbesitz und Gewerbebetrieb von einem gewissen Umfange zum Erwerb des Bürgerrechts verpflichteten. Im übrigen waren auch andere Einwohner von einem gewissen Minimaleinkommen nach zweijährigem Wohnsitz zur Erwerbung des Bürgerrechts berechtigt. Durch Ortsstatute, die in der revidierten Städteordnung überhaupt eine beträchtliche Rolle spielten, konnten die Bürger für die Wahlen in Klassen nach der Beschäftigung oder Lebensweise eingeteilt werden, eine Konzession an den mittelalterlichen Zunftgedanken. Wo solche Klasseneinteilung nicht erfolgte, war die Wählbarkeit an einem ziemlich hohen Besitz geknüpft. Die Amtsdauer der besetzten Magistratsmitglieder war auf zwölf Jahre, die der unbesetzten auf sechs Jahre bemessen, doch konnte aus besonderen Gründen mit Zustimmung des Magistrats und der Regierung die Wahl auf Lebenszeit erfolgen. Der Bruchteil von Hausbesitzern, der in der Stadtverordnetenversammlung vorhanden sein mußte, wurde von zwei Dritteln auf die Hälfte herabgesetzt. Falls die Bestätigung der Wahl eines Magistratsmitgliedes sich verzögerte, konnte die Regierung die Stelle kommissarisch besetzen. Die städtischen Funktionen wurden in drei Gruppen geteilt, von denen die eine der Magistrat allein, die andere die Stadtverordneten allein und die dritte beide Körperschaften gemeinsam versehen sollten. Doch wurde die Wirksamkeit der Stadtverordneten dadurch beschränkt, daß dem Magistrat ein Widerspruchsrecht für den Fall zustehen sollte, daß die von der Stadtverordnetenversammlung allein gefassten Beschlüsse nach seiner Meinung dem Gemeinwohl nachteilig waren. Selbstverständlich entschied bei solchen Konflikten immer die Regierung, der auch in bezug auf alle erheblichen Dispositionen über das Gemeindevermögen ein Einspruchsrecht zustand. Der König aber erhielt das Recht, eine Stadtverordnetenversammlung aufzulösen, „die fortwährend ihre Pflichten vernachlässigt und in Unordnung oder Parteitung verfällt“. Mit Entschiedenheit wurde die schon in der Städteordnung von 1808 ausgesprochene Loslösung der Ortspolizei von der Ortsverwaltung präzisiert; die Verwaltung der Polizei konnte der Staat nunmehr nicht nur dem Magistrat, sondern direkt dem Bürgermeister oder einem anderen Magistratsmitglied übertragen, der in solchem

Fall nicht nur von dem Stadtverordnetenkollegium, sondern auch vom Magistrat als subordinierter Staatsbeamter völlig unabhängig war. Dem Junkertum wurde eine feudale Konzeption dadurch gemacht, daß der Begriff des „Besizers mittelbarer Städte“ wieder zu Ehren kam; diese Herren erhielten in mittelalterlicher Tradition eine ganze Reihe Befugnisse über ihnen unterstellten Städte, unter anderem die Bestätigung der Magistratsmitglieder; sowie die Polizeiverwaltung.

Die neue Städteordnung erhielt Geltung in den größeren Städten der Provinz Posen, in westfälischen Teile der Provinz Sachsen, für die Provinz Westfalen und die drei Städte Westfalen und Mühlheim; in dem Geltungsbereich der älteren Städteordnung stellte die Regierung den Städten die Annahme der neuen Verfassung frei; eine Lizenz, von der in allen drei die drei Städte Kremen, Wendisch Böhlen und Königsberg in der Mark Mecklenburg machten. Im übrigen schränkte für die kleineren Provinzen eine Zusammenlegung der Deklaren die Selbstverwaltung nach Kräften ein. Später, im Jahre 1845, erging für das Rheinland eine Gemeindeordnung, die Stadt- und Landgemeinden gleichmäßig behandelte und nur eine Körperschaft, den Gemeinderat kannte, an dessen Mitte die Regierung den Bürgermeister zu ernennen hat. Außer dieser Gemeindeordnung galt in Preußen noch für die neu vorpommerischen Städte ein mittelalterliches Statutarrecht.

In diese mittelalterliche Mannigfaltigkeit deren Aufzählung in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten uns der Raum mangel verbietet, wollte die deutsche Revolution Freiheit und Ordnung hineinbringen. Die deutsche Reichsverfassung, wie sie in der Frankfurter Paulskirche beschlossen wurde, bestimmte in ihrem § 184, daß jede Gemeinde als Grundrechte ihrer Verfassung die Wahl ihrer Vorsteher und Vertreter, die selbständige Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten mit Einschluß der Ortspolizei unter gesetzlich geordneter Oberaufsicht des Staates, die Veröffentlichung ihres Gemeindehaushalts und die Öffentlichkeit der Verhandlung, die in der preussischen Städteordnung von 1808 nicht bestand, als Grundrecht habe sollte. Dann suchte der § 185 das Vorrecht der Gutsbezirke durch die Bestimmung zu vernichten, daß jedes Grundstück einem Gemeindeverbande angehören solle. In Preußen veripre ein der Nationalversammlung im August 1848 vorgelegter Entwurf zu einer Gemeindeordnung den Ausbau der Selbstverwaltung, und selbst dekretierte preussische Verfassung vom 5. Dezember 1848 bestimmte noch in ihrem Artikel 104, daß den Gemeinden die selbständige Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten sowie die Ortspolizei zustehen solle, allerdings nur in den Städten mit weniger als 30 000 Einwohnern; in den größeren Städten sollte die Polizei besonderen Behörden übertragen werden. Die Gemeindeordnung vom 11. März 1850, welche in Gemeinschaft mit einer neuen Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung sowie einem Polizeiverwaltungsgesetz erlassen wurde, brachte die annehmbaren Aenderungen, daß jeder Einwohner nach einjährigem Wohnsitz in der Gemeinde ohne weiteres Bürger wurde, wenn er keine Armenunterstützung empfangen, seine Gemeindeabgaben bezahlt hatte und entweder ein gewisses Minimaleinkommen oder Grundeigentum besaß. Der Unterschied zwischen Landgemeinde und Stadtgemeinde wurde aufgehoben; jeder erschien das Dreiklassenwahlrecht in der Gemeindegesetzgebung, nachdem es kurz vorher für das Abgeordnetenhaus oktroyiert worden war. Dem Besitz wurde eine weitere erhebliche Konzession gemacht in der Bestimmung, daß Forensen, d. h. physischen oder juristischen Personen von aus-

wirts, falls sie wegen ihres Grundbesitzes oder Gewerbebetriebes in der Gemeinde seit einem Jahr mehr als einer der drei höchstbesteuerten Einwohner an Steuern entrichtet hatten, das Wahlrecht zustehen sollte. Die Hälfte der Gemeindeverordneten in jeder Abteilung sollte aus

Grundbesitzern bestehen; der Gemeinderat hatte den kollegialen Gemeindevorstand zu wählen, die staatliche Bestätigung sollte nur noch für den Bürgermeister und den Beigeordneten erforderlich sein. Für die Städte von mehr als 10 000 Einwohnern, sowie für alle sonst etwa wichtigen

Städte sollte dem Minister des Innern das Recht auf Einsetzung einer staatlichen Polizeiverwaltung zustehen; in den anderen Fällen wird sie vom Bürgermeister oder Gemeindevorsteher im Staatsauftrage und in Subordination gegenüber den Staatsbehörden ausgeübt.



L. Munthe: Am Waldbache.

So machte die Reaktion die Frühlingshoffnungen des Jahres 1848 schrittweise zunichte, gewissermaßen experimentierend, um die Wirkung ihres Unterfangens auf die Volksmassen zu erproben. Als Bureaucratie und Junkertum fanden, daß die allgemeine Apathie keine gewalttätige Gegenwirkung auslöste, holten sie zu neuen Taten aus. Die Gemeindeordnung, die den Städten zwar eine Verschlechterung, dem Lande aber die Aufhebung der gutsherrlichen Patrimonialpolizei verhieß, wurde vom Agraradel bekämpft und dann, am 24. Mai 1853, gemeinsam mit der Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung sowie dem § 105 der Verfassung aufgehoben, der von der ersten Kammer handelte, die nunmehr durch das Herrenhaus ersetzt wurde. Jetzt wurde für die sechs östlichen Provinzen die Städteordnung vom 30. Mai 1853 erlassen, die heute noch besteht und bekanntlich gegenüber ihrer Vorgängerin erhebliche Verschlechterungen aufweist. Wir erwähnen nur die Wiederausdehnung des Bestätigungsrechts auf alle Magistratsmitglieder. Auf dem Lande erhielt der Adel wieder die volle gutsherrliche Gewalt; diesem Erfolge gegenüber mechte es hingehen, daß die Städteordnung für die Rheinprovinz vom 15. Mai 1856 die Bürgermeistereiverfassung beibehielt mit der Abänderung, daß der Bürgermeister nicht mehr ernannt, sondern von den Stadtverordneten gewählt und von der Regierung bestätigt werden sollte. Für die kleinen Stadtgemeinden unter 2500 Einwohnern traten in den östlichen Provinzen gewisse Modifikationen in Kraft, wonach ihnen die Erziehung des kollegialen Magistrats durch einen Gemeindevorsteher mit beigeordneten Schöffen gestattet war. Die Provinz Westfalen erhielt durch Gesetz vom 19. März 1856 eine der altpreussischen angepaßte Städteordnung. Diese vier Gesetze bilden in Preußen noch heutigen Tages die Grundlage der Städteverfassung.

Was taten in den fünfzig Jahren, die seitdem verfloßen sind, Regierung und Bürger zum Ausbau der Kommunalverfassung? Nichts. Wenigstens seit einem Menschenalter nicht. Man muß um gut dreißig Jahre zurückgehen, um die letzten Spuren eines Verbesserungsversuchs wahrzunehmen. Nachdem die Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 zwar die Selbständigkeit der Mittergüter unangetastet gelassen, aber doch die Patrimonialpolizei wenigstens in der Form aufgehoben hatte, legte die Regierung in der liberalen Ära 1876 dem Landtage den Entwurf einer Städteordnung vor. Das Gesetz sollte nur für die östlichen Provinzen außer Posen Geltung haben; das Abgeordnetenhaus dehnte seinen Wirkungsbereich aber derart aus, daß nur Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen vorläufig außer Betracht blieben. Der Entwurf behielt das Dreiklassenwahlrecht bei, und zwar mit der entschuldigenden Begründung, daß das sonst an seine Stelle tretende Zensuswahlrecht noch bedenklicher sei, weil es eine zu große Zahl der Einwohner überhaupt vom Wahlrecht ausschließe. Dagegen war das Hausbesitzerprivileg völlig beseitigt mit der Motivierung, daß „das Bedürfnis, ja die Möglichkeit einer derartigen, eine besondere Klasse der Einwohnerschaft hervorhebenden Bestimmung, vielfach und nicht ohne Grund in Frage gestellt worden“ sei. Aber das Vorrecht der Hausbesitzer wurde noch in einem anderen Punkte aufgehoben, nämlich durch die Bestimmung, daß für die Bildung der Abteilungen nur noch die Klassen- und klassifizierte Einkommensteuer maßgebend sein sollte, während heute bekanntlich auch noch die hohe, jedoch auf den Mieter abgewälzte Grundsteuer in Anrechnung gebracht wird. Die öffentliche Stimmabgabe, die in der Städteordnung aus der Reaktionszeit enthalten ist, war beseitigt, und zwar mit der folgenden Motivierung: „Das diesem System zugrunde liegende Motiv,

die Wähler vor illegitimen Beeinflussungen und vor der Notwendigkeit einer Rücksichtnahme auf Personen und äußere Verhältnisse zu bewahren, trifft in verstärktem Maße bei den auch bezüglich der passiven Wahlfähigkeit in dem engeren Kreise der Mitbürger einer und derselben Gemeinde sich vollziehenden Kommunalwahlen zu.“

Weder den liberalen Parteien, noch auch dem Zentrum ging der Regierungsentwurf weit genug. Namentlich tadelten Miquel, der spätere Minister, und Windthorst, daß die städtischen Polizeibefugnisse nicht auf den Magistrat übertragen werden sollten. „Das war die Bedeutung der Freiheit und der Selbständigkeit der Städte“, so sagte Windthorst, „daß der Magistrat die obrigkeitliche Gewalt hatte nach allen Richtungen, auch in bezug auf die Polizei. Es konnte keine Staatsgewalt irgend einen Bürger fassen, als durch das Medium des Magistrats, der von den Bürgern selbst gewollten Behörde. Darin lag die Kraft, das Wesen und die Bedeutung der Städte. Mit dieser Kraft haben sie uns in schwerer Zeit die Freiheit bewahrt! Jetzt soll der Bürgermeister allein hingestellt werden als der Träger der Polizei, und zwar wesentlich mit Rücksicht auf den Standpunkt, der annimmt, die Polizei sei absolut Sache des Staates und der Bürgermeister könne dieselbe nur als Organ, als Beauftragter des Staates, ausüben. Das ist das, was von dem Herrn Minister in den Vordergrund geschoben ist. Das ist aber eine petitio principii (die Ausführung desjenigen als eines Beweisgrundes, was erst bewiesen werden muß). Ich leugne dies Prinzip. Die Städte haben nach meiner Meinung die Polizei kraft eigenen Rechts. (Zurufe: In Preußen nicht!) Meine Herren, ich weiß wohl, Sie sind in Preußen längst entwöhnt von der Freiheit, wir in Hannover sind das bis jetzt noch nicht — und nur eine Aufsicht des Staates kann in Beziehung auf die Ausübung der Polizei eintreten. So fordert es die historische Entwicklung!“

Das Abgeordnetenhaus beschränkte die Staatskompetenz zur Einsetzung besonderer Polizeibehörden auf die Sicherheitspolizei; dergleichen Übertragung es zunächst das Bestätigungsrecht für die Bürgermeister, das heute der Krone zusteht, auf den Minister des Innern und bestimmte, daß die Bestätigung nur versagt werden dürfe, wenn Tatsachen vorliegen, welche Bedenken gegen die technische oder sittliche Qualifikation des Gewählten begründen; diese Tatsachen sollten in dem die Bestätigung verweigenden Bescheide angeführt werden. Wurde dann aber der Gemahregelte wiedergewählt, so sollte eine Bestätigung überhaupt nicht mehr erforderlich sein. Allerdings ließ das Abgeordnetenhaus in der dritten Lesung diese Abänderung des Regierungsentwurfs fallen, doch verdient hervorgehoben zu werden, daß hier die von der Regierung selbst vorgeschlagene Aufhebung der Bestätigung für die Stadträte selbst von dem konservativen Abgeordneten v. Mantuffel befürwortet wurde, und zwar mit den Worten, daß diese Bestätigung ein Erfordernis sei, „welches zu nichts als zu Widerwärtigkeiten, zu Gehässigkeiten führte und schließlich die Regierung bloß dahin brachte, daß eine mißliebige Person allerdings vielleicht beseitigt wurde, während eine zweite mißliebige Person schließlich doch noch bestätigt wurde. Es ist viel besser, solche Sachen wegzulassen.“

Der also verbesserte Entwurf fiel im Herrenhause. Und zwar nicht nur dank der Abneigung der Edelsten und Besten, sondern unter Beihilfe jener Vertreter der Städte, denen eben größere Befugnisse zugewiesen werden sollten. Herr Gasselbach, der Oberbürgermeister von Magdeburg, zeigte als Berichterstatter Angst davor, daß nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses die Städte „beinahe als kleine Republiken im Staate erscheinen“. Die Beschränkung der Bestätigung auf den Bürger-

meister und den Beigeordneten bedeutete in den Augen dieses Herrn die Herausbildung eines Gegensatzes zwischen königlichen und städtischen Magistratsmitgliedern! Nach diesem ist es begreiflich, daß der Herr vor der Kommunalisierung der Ortspolizei sich erschreckt bekrugte. Dem Oberbürgermeister Gasselbach standen die Oberbürgermeister der Rheinprovinz zur Seite. Sie wollten nur dann von einer Ausdehnung der neuen Städteordnung auf ihre Provinz etwas wissen, wenn sie die Möglichkeit der Erhöhung des Zensus für das Bürgerrecht erhalte; andernfalls sei ihnen die alte Städteordnung von 1856, unter der sie sich ganz wohlfühlten, denn doch lieber. In ihrer ablehnenden Haltung fühlten sich diese Herren übrigens einig mit den liberalen Abgeordneten aus dem Westfalen, die sich bei den Beratungen in der zweiten Kammer auffallend passiv verhalten hatten. Es bedarf hier wohl kaum der Erwähnung, daß die Furcht vor dem Proletariat war, die sich bei den Vertretern des industriellen Westens gegen eine Verbesserung des Kommunalwahlrechts ankümmerte. Einer der Herren sagte denn auch rund heraus, daß seine Heimat vorzugsweise unter heftigen Erschütterungen ultramontaner und sozialer Kämpfe leide und sich deshalb für eine Demokratisierung des Wahlrechts nicht eigne.

Das Herrenhaus beseitigte nicht nur die vom Abgeordnetenhaus geschaffenen Verbesserungen, sondern ging stellenweise sogar noch hinter den Regierungsentwurf zurück. In dem das Abgeordnetenhaus von seinem Standpunkt nicht abwich und das Herrenhaus sich weiter nicht zugänglich zeigte, blieb die Angelegenheit unerledigt, wie man sagt, zur Freude Bismarcks, der sich dem liberalen Entwurf seiner Ministerkollegen nie grün gezeigt haben soll.

Seitdem ist in Preußen nichts mehr zur Verbesserung des städtischen Wahlrechts geschehen; ja, Staat und Klassenparlament nahmen sich die Städteordnung aus der Reaktionszeit zum nicht erreichbaren Anstöße, als sie 1892 daran gingen, für die östlichen Provinzen eine Landgemeindeordnung zu schaffen. Was im Jahre 1876 eine befreundliche Erscheinung war, das ist jetzt dem gesamten Bürgertum in Fleisch und Blut übergegangen: Was eine Verbesserung des Gemeindevahlrechts der Arbeiterschaft einen größeren Einfluß verschaffen könnte, darf an der altersgrauen Ungerechtigkeit aus der Zeit des weißen Schreckens nicht gerührt werden. Bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses im Jahre 1876 sagte Eugen Richter noch seinen parlamentarischen Gegnern: „Wenn man befürchtet, daß bei dem gleichen Stimmrecht die Besitzlosen einen zu großen Einfluß gewinnen, so muß ich mir doch immer sagen, das Interesse der Besitzlosen ist dem allgemeinen Interesse viel näher als das Interesse der Besitzenden in der Kommune.“ „Für mich liegt die Gefahr eher auf der anderen Seite.“ Zwei Jahre darauf, im November 1878, konnte der Abgeordnete Professor Virchow schon auf dem Parteitage der Fortschrittspartei erklären, daß er zwar in der Theorie für das allgemeine Wahlrecht sei: „Aber ich stimme nicht für die Anwendung desselben auf alle Wahlen, z. B. auf die Kommunalwahlen. Die Leute, die keine Steuern für die Gemeinde zahlen, die nicht geistig, noch sonstwie für sie wirken, können nicht gleiche Rechte, nicht das gleiche Wahlrecht verlangen.“ Das Sozialistengeheiß war soeben in Kraft getreten; die Kirchhofstraße ließ keine Opposition von unten her befürchten, und man konnte sich daher frei ausdrücken. Später aber, als die Sozialdemokratie überhaupt die Arbeitermassen dem Liberalismus entfremdet hatte, brauchte man ebensowenig Rücksicht zu üben, und so sahen wir denn bei verschiedenen Gelegenheiten in freisinnigen Blättern die von Virchow ausgesprochene Ur-

nicht weiter entwickelt. Nachdem die Sozialdemokratie fast überall in den Städten die Mehrheit der Bevölkerung zu sich herübergezogen hat, ist sie die einzige der politischen Parteien, die an einer Erweiterung des Stimmrechts, an der Demokratisierung auch des kom-

munalen Wahlrechts ein wahrhaftes Interesse hat. Wenn in diesem Jahre die Hundertjahrfeier der Steinischen Reform in Preußen begangen wird, dann kann der Liberalismus, wenn er ehrlich sein will, nur mit Beschränkung das Ereignis begehen, das ihn in seiner klapper-

dürren Unfruchtbarkeit zeigt; und einzig die Sozialdemokratie hat bei dieser Gelegenheit Ursache, von sich zu sagen, daß es ihrer Kraft und Energie gelingen wird, im harten Entscheidungskampf den preussischen Geist der Bevormundung niederzuzwingen.

Kabale und Liebe.

Skizze von Ludwig Thoma.

Sie zeigte sich lieblich zu ihm und erweckte ihm Hoffnungen, die waren grün wie der Venenlauf. Es war aber zur Zeit der Zahnwechselliste, daß Anton sie kennen lernte, an einem Samstagabend, nachdem er sich den Fuß von Geseft an der Hand abgewaschen hatte. Er ging den Hofberg hinauf und mußte nicht, warum er so langsam bewegt war. Alle Hüften dehnten sich in der Weste, und die Äste hoben sich von der Erde und marschieren dem Frühling entgegen.

Wo aus, Du junger Zehlfersgeißel?

Ammer weiter hinaus, wo das Glück sein mag. Es war aber ganz nahe und bog um die Ecke und schaute Anton aus zwei blauen Augen an.

Et, guten Abend, Fräulein Babette, und so weit noch um den Weg? dachte er; denn was ein Dürnbucher Nüdling ist, sah er nicht so leicht in das Herz, ein zierliches Frauenzimmer anzureden. Er ging der Allerfeinsten nach und füllte sich mit Sehnsucht nach ihr, und als ihm das gleiche noch mehrere Tage geschehen war, wollte es sich schiden, daß er in ein Gebrüch mit ihr kam. Und Jungfer Babette Warmbüchler, eines Zenglermeisters Tochter, zeigte sich lieblich zu ihm. Es nahm alles im stillen und heimlichen seinen Fortgang, und die Leidenschaft des Nüdlings schlich an des Meisters Tür vorbei über marrende Stiegen an einen Gartenzaun.

Dort legte sich Anton's Schatten über die Wiese und gesellte sich zu einem andern in mondlichen Nächten. Wie herrlich war die Welt in diesem liebreichen Sommer!

Niemals zuvor hatten die Grillen lauter geirrt, niemals hatte das Heu so geduftet, niemals hatten die Sterne heller gesunkelt.

Und Anton durfte die Darbietungen der Natur mit frohem Gewissen entgegennehmen, denn das Ideal stand unberührt in seinem Herzensschrein; er wollte als bildungsbestrebter Nüdling seinem Mädchen poetisch nahen und wandelte auf schlichternen Fußspitzen im Liebesgarten umher.

Er besprengte die kostbare Blume der Jugendneigung mit allerzierlichsten Redensarten und mußte doch eines Tages sehen, daß sie verwelkt war.

Jungfer Babette wandte sich von ihm ab.

Es traf damit zusammen, daß ein neuer Apothekerprovisor als auffällige Erscheinung in Dürnbuch einzog; ein Mann, der gekräuselten Haars hinter der Ladenbündel stand und mit dem Maul nicht weniger Süßigkeiten vergab als mit den Händen. Wie er in brauner Sammetroppe, den Schlapphut verwegen nach links geschoben, durch die Gassen schritt, war er sogleich ein gefährlicher Rivale für jeden Handwerksgehilfen. Was half es, daß Anton sich an Sonntagen mit der schwarzen Turnerkravatte auftrat und goldene Fransen auf die Brust baumeln ließ? Herr Provisor Elfinger trug eine künstlerrmäßige Kavaliere, die unterm Adamsapfel einen beträchtlichen Knoten schlang und nach zwei Seiten ins Freie schweifte.

Und was konnte ein ehrlicher Schlosser in die Waagschale werfen gegen ihn, der alle wohlriechenden Wasserlein zu verschicken hatte und selber noch wie der Stöpsel einer Eau de Cologne-Flasche?

Es war nicht verwunderlich und es war nicht das erstemal, daß unscheinbare Tüchtigkeit vor dem glanzvollen Nichts zurückstehen mußte.

Jungfer Babette kam nicht mehr an den Gartenzaun, und Anton saß in seiner Kammer und schaute über die Dächer zum Nußbaum hinüber, unter dessen Zweigen er glücklich gewesen war. Er nahm ein Nüchlein zur Hand, das hatte einen blauen Einband, und darauf stand mit silbernen Buchstaben: Lebensweisheit in Versen.

Er blätterte darin und fand ein Gedicht, welches seiner Trauer angepaßt war.

Venz und Herbst.

Sie Blumen weinten in der Maiennacht
Um des gezeichneten Tages süße Wonne,
Der Morgen kam. Und sich die Frauenprophet
In Diamanten schenkt sie um die Sonne.

Zur Herbstnacht stand die Blumenstube betaut,
Sie Trauen hat kein Sonnenstrahl gekrönt,
Sie wurden Reif, und eh' der Morgen graud
Sind weit die Blumen alle hingefunken.

„Sind weit die Blumen alle hingefunken“, wiederholte Anton und schrieb die Verse auf ein Blatt und legte es zu unterst in seinen Stoff und wußte nun, daß seine Trauer über die Waise poetisch war.

Das Folgende war auf der ersten Seite des „Dürnbucher Anzeigers“ zu lesen:

„Erlaube mir, einem hohen Beamtenkörper, sowie Magistrat und verehrlichem, kunstliebenden Publikum ergebenst anzuzeigen, daß ich nur mehr wenige Tage dahier mit meinem Theater verbleiben werde, und dürften die letzten Vorstellungen einem besondern Interesse begegnen, indem ich bemüht bin, trotz erheblicher Kosten, dem allseits geäußerten Wunsche nach den Darbietungen unserer Klassiker entgegenzukommen. Heute wird das so lebenswahre und ergreifende Trauerspiel „Kabale und Liebe“ von Friedrich von Schiller gegeben. Die Rollen sind auf das vorteilhafteste besetzt und sehe einem zahlreichen Besuche entgegen.“

Jakob Weindl, Theaterdirektor.

Bezugnehmend auf obige Anzeige möchten wir nicht verfehlen, unsere kunstfreundigen Mitbürger ganz besonders auf den heutigen Theaterabend aufmerksam zu machen. Ist doch „Kabale und Liebe“, dieses ewig junge Werk unseres Nationaldichters, ungemein geeignet, durch den rührenden Kampf der Unschuld mit dem Laster immer wieder die Herzen zu ergreifen, und dürfte niemand das Theater unbefriedigt verlassen. Die Redaktion.“

Der Lammbräujaal war angefüllt mit solchen, denen der Hinweis auf den verstorbenen Nationaldichter genügte; besonders waren die billigen Plätze dicht besetzt. Aber es fehlte auch nicht an Honoratioren, unter welchen man den Oberamtsrichter Trollmann bemerken konnte, welcher sich vormals in Regensburg zu einem schätzbaren Theaterkenner ausgebildet hatte. Er schenkte seine Unterhaltung dem quieszierten Lehrer Zurtner, von dem man eine nachfolgende Besprechung der Klassikervorstellung um so mehr erwarten dürfte, als er die Theaterkritik für Dürnbuch übernommen hatte. Aus der zweiten Reihe drang ein angenehmer Geruch hervor, weil darin der Apothekerprovisor Elfinger saß, welcher durch ein Opernglas aus kurzer Entfernung auf Jungfer Babette Warmbüchler hinsah, jedoch auch andere Bürgermädchen in das Prisma nahm. Wenn er das Glas niederlegte, vollführte er mit gelben Lackhandschuhen Dogen

und streifte, oder brachte seine Fäden in eine verführerische Situation, oder tat irgend etwas anderes, was die Damenwelt in Schwingung setzte und den ehrlichen Turnern und Handwerksgehilfen im Parterre die Walle aufregte. Unter den besser Placierten fiel weiterhin der Vohrberger Weiß durch seine riesige Gestalt auf und durch das tiefe Zerkeln, welches er schon vor Beginn hören ließ; denn es war ihm erzählt worden, daß die Waise einen häßlichen Auszug nehmen werde, und er war von der bitteren Reaktion des H. H. aber ein leidenschaftlicher Freund der Waise. Babette sah ihn an, die Expeditionswaise, welche eine Lebensreise unter sich hatte, weil ihr verheirateter Mann in die Garde einer leidenschaftlichen Waise gefallen und als Vater eines so entstandenen Kindes rüchbar geworden war und damit das Glück einer jungen Ehe verlor. Wenn schon ihm der Tod bald darauf von einem Schuldheißlein erlöste. In der Waise blieb ein ungemainer Schmerz hängen, aber auch ein unüberwindlicher Zorn für alles Zündhafte, und so stand das Vohr vor, daß sie auf jeder Preisgabe eine höchst lobende Erwähnung davongetragen hätte. Sie hatte es momentan gegen den Apothekerprovisor Elfinger, und mocht sie keinem Opernglas folgte, sammelte sie halbe und ganze Verdachtsbegründungen. Es wäre von den betamteren Würgern noch der Suttmacher Zehntmaier zu erwähnen, welcher immer und überall und wo er nur konnte, über die Aristokratie schimpfte und die Vorrechte der Geburt mit demokratisch übender Laune überwarf. Im Parterre standen die Minderbemittelten, und vor allem die jungen Leute, und es war der Turnverein „Altwater Jahr“ vollzählig erschienen, weshalb man auch den Schlossergehilfen Anton bemerken konnte. Er sah ohne Opernglas jedes Mienenpiel der Jungfer Babette und warf darum die allerdüstersten Mide um sich und verjüngte mit ihnen die laudende Waise des Apothekerprovisors Elfinger. Es fehlte also nicht an Leidenschaften und Gefühlen im Lammbräujaal, und die Worte unseres Nationaldichters konnten auf gepflügten Boden fallen. Der Vorhang ging in die Höhe, und aller Augen wandten sich der Bühne zu. Herr Direktor Weindl in eigener Person stellte den Musikus Miller dar; seine Frau Marie spielte abwechselnd die Lady Milford und die Millerin. Als prächtige Puhlerin des Herzogs trug sie einen großgeblümten Schlafrock und vergoldete Fallschube; als Millerin schlang sie einen dunkeln Schal um die Schultern und schlurste in Filzpantoffeln über die Bühne. Auch im Tone wußte sie die beiden Frauengestalten gut aneinander zu halten und brachte bald eine vornehme Heppigkeit und bald das bürgerliche Wesen vor die Lampen. Fräulein Therese Weindl spielte die Luise in gedämpftem Tone, und das war vorteilhaft, weil die Mächte des Kleides unter ihrem üppigen Busen ohnedies einen schlimmen Abend verbrachten. Der Sohn des Direktors, Herr Franz Weindl, kam als Ferdinand und wirkte als Liebhaber wie als Militär durch Kanonenschießel und einen gelben Schnurrbart. Obwohl die übrigen Rollen weniger günstig besetzt waren, indem insbesondere dem Sekretär Wurm ein auffälliger Spitzbauch im Wege stand, wirkte doch die Dichtung sogleich auf ein kunstliebendes Publikum.

(Schluß folgt.)

Mutter.

O beuge dich noch einmal zu mir nieder, streich mir mit deiner arbeitsiharten Hand liebkosend über Stirn und Wangen wieder, und führe wieder mich ins Märchenland.

Laß mich zu deinen Füßen wieder lauschen wie einst, als goldner Abendsonnenschein dein liebes Haupt umfloß, und laß uns plauschen; laß mich wie einst dein Junge wieder sein.

Du hast mich durch die Jugendzeit geleitet, mir jedes Ungemach hinweggeräumt; in lieber Weise meinen Blick geweitet, wenn ich verkommen vor mich hingeträumt.

Noch seh' ich mich, wie ich an deiner Seite an Sonnentagen durch die Felder ging; ich sah dir an, wie sich dein Herz befreite von allem was vom Alltag an dir hing.

Ich sah auch deine Augen heller glänzen, wenn rings die Welt in Duft und Blüten stand. Des Feldes Blumen süßtest du zu Kränzen, und schmücktest mich mit liebevoller Hand.

Mit schlichten Worten hast du mir erschlossen was fremd mir war. Du hast mich stets belehrt: -- Sind auch die Jahre drüber hingelassen, ich sehe noch dein Antlitz mildverklärt,

als du mich lehrtest alle Menschen lieben, auch jene die dir einst so weh getan. Dann starbst du mir. -- -- Ich bin allein geblieben, und einsam wandelte ich meine Bahn. --

Jetzt kämpf' ich mit dem Leben wie einst du. Doch bin ich nicht mehr einsam und allein; ich wandle Sonnenwege wie einst du, und wünsche nur, du könntest bei mir sein.

Wie wollt' ich dich auf meinen Armen tragen sorgsam und froh durchs fernre Leben hin. Du brauchtest dich hiniort nicht mehr zu plagen; weil ich ja groß und stark geworden bin.

Doch ruh' nur aus; du wirst ja in mir leben, was du mir warst, werd' ich den Meinen sein. Werd' mit der gleichen Liebe sie umgeben, und so wirst du um uns und bei uns sein.

Karl Peterston.

Der Friedentifter. Der Vater kommt heute mit brummigem Gesicht nach Hause.

In seiner Tagesarbeit hat ihn etwas gekränkt, und auf dem Nachhausewege hat sich der Kerger darüber langsam in ihm festgesetzt.

Wenn ihm in solcher Stimmung auch nur eine Kleinigkeit gegen den Strich geht, so wird er leicht heftig und ungerecht.

Als ihm sein Töchterchen mit lauter Fröhlichkeit entgegenpringt, weist er es barsch zur Ruhe: er habe ihm schon oft gesagt, daß es nicht so laut schreien solle.

Als die Mutter seinen Gruß erwidert und dabei schelmisch-schmollend mit dem Finger droht und auf die Uhr zeigt, weil er schon wieder eine Viertelstunde später kommt als er angekündigt hat, fährt er sie unwirsch an: sie solle mit ihren fortwährenden Klagen aufhören, er könne nicht eher kommen.

Die kleine Grete läßt sich so leicht nicht vom Vater ins Hochhorn jagen. Sie holt ihre Puppe und zeigt dem Vater die neue Schürze, die die Mutter dem Püppchen gearbeitet hat. Als der Vater nicht herfieht, zieht sie ihn am Rock und wiederholt eindringlich: "Sieh doch, lieber Vater, die schöne Schürze!"

"Nun laß mich doch endlich in Ruhe!" herrscht der Vater die kleine Drängerin an.

Und dann wendet sich sein Groll gegen die Mutter, von der er soeben noch einen vorwurfsvollen Blick aufgefangen hat:

"Was machst Du mir überhaupt Vorwürfe? Das Essen ist ja noch gar nicht einmal fertig!"

"Aber Mann, was hast Du denn heute nur wieder? Und ein Gesicht machst Du!"

"Ach, Gesicht! Gesicht! Wenn man gleich mit Vorwürfen zu Hause empfangen wird! Ich habe im Verufe schon Kerger genug!"

"Aber Mann!"

Die Mutter sagt kein Wort weiter. Still richtet sie den Mittagstisch her. Nur in ihren Augen schimmerl es wie von verhaltenen Tränen.

Die kleine Grete hat bei dem unfreundlichen Wortwechsel bald den Vater, bald die Mutter angesehen.

In ihrem kleinen Herzen wogt ein schwerer Kampf. Ihr Vater geht ihr über alles, und so oft er es nur zuläßt, hängt sie auf seinem Schoße. Am ersten Augenblick ist sie deshalb auch sofort geneigt, sich auf die Seite des Vaters zu schlagen. Sie hat seine herunterhängende Hand erfasst, die sie mit ihrer weichen Wade streichelt.

"Liebe Papahand," schmeichelt sie leise.

Der Vater fühlt die zarte Kinderwange, und in sein verfinstertes Gemüt strömt plötzlich so viel sonnige Gelle, daß er seine mürrische Särte schon gar nicht mehr versteht. Leise streichelt er mit der anderen Hand den kleinen Lockenkopf, der sich glückselig an ihn schmiegt.

Aber dann sieht Grete an der anderen Seite des Tisches die Mutter sitzen, die still und traurig auf ihren Teller blickt.

Verstohlen löst sich Grete von dem Vater los und eilt schnell zur Mutter, der sie zärtlich die Waden streichelt.

"Seh Dich, Grete, wir wollen essen."

Eine gedrückte Stimmung lagert über dem Tische.

Brummig ist der Vater nicht mehr, sein Zorn ist längst verraucht. Die Mutter fühlt das auch, sie kennt ja ihren "Brummpeter", der wohl einmal lächeln aufbegehrt, der es aber nie so schlimm meint, wie er es macht, und der sich schließlich selbst ein weisses über seinen Zorn ärgert. Aber die beiden jünden doch noch kein Wort zueinander, still löffeln sie und tun so, als ob es ihnen schmeckt, obwohl das Essen bei beiden nicht recht rutschen will.

Aber wenn Vater und Mutter schweigen, so ist das noch kein Grund für Grete, ihr Klappermäulchen zu halten. Und das schnurrt wie ein Mädchen!

"O, lieber Vater, wie wir heute auf dem Markt waren, da war eine Frau, die hatte ihr Geld verloren und da rief sie immer: O du lieber Gott! -- Lieber Vater, Du kennst doch meine kleine Zelluloidpuppe, weist Du, die kleine -- der hab' ich ein neues Kleid gemacht, aber'n ganz schönes. Willst es mal sehen?"

Und schon ist sie herunter vom Stuhl und schleppt die Puppe, die nicht größer wie ein Daumen ist, herbei.

"Aber, lieber Vater, Du meinst wohl, das wäre dem Kerger sein Kleid? Du kennst doch auch meinen Keger?"

"Deinen Keger?"

"Na, Du weißt doch, die kleine schwarze Puppe für acht Pfennig. Die hat einen Arm weg und da paßt ihr nicht mehr das Kleid und da hab' ich es der Zelluloidpuppe gegeben."

"So? Na, nun ist nur!"

Süßig löffelt Grete auf ihrem Tellerchen.

"Lieber Vater, hast Du das Zuckerherz, das Du mir gestern abend mitgebracht hast, vom Bäcker Schürmer? Der hat gerade solche, ganz genau solche, ebenso groß und auch mit Schokolade."

"Nun ist doch nur, Du kleine Schwächelrin!"

Verstohlen blickt der Vater auf die Mutter, die ihm schon nicht mehr ganz so traurig dreinzuschauen scheint.

"O, lieber Vater, das muß ich Dir noch erzählen, als wir heute auf dem Markt waren, da war eine Frau --"

"Das hast Du mir ja schon erzählt!"

"Ach, Du meinst die mit dem Geld? Nein, die nicht! Die andere Frau, die Eier verkauft, der hatten sie den Korb umgeworfen und da lagen alle Eier an der Erde und alle waren kaputt, und eine Frau lief schnell weg, die hatte es wohl getan, nicht?"

Der Vater lacht:

"Und wenn Du nun mal mit dem Gesicht in die gelbe Sauce gefallen wärst?"

Grete lacht vergnügt und ist einige Sappen; aber schon wieder öffnet sich das Mäulchen:

"Denke Dir, Vater, vorhin war in der Straße nebenan ein Brautwagen, da stieg eine Frau ein, die war ganz weiß und einen Schleier hatte sie, einen ganz langen -- Lieber Vater, ich sah auch mal mit so'n Brautwagen und Du bist dann mein Bräutigam."

Jetzt lacht der Vater laut auf, so daß er sich beinahe verschluckt hätte.

Und auch die Mutter lachelt.

Und Vater und Mutter schauen sich an.

Und mit diesem Blick ist der Friede wiederhergestellt. Sie waren auch einmal Braut und Bräutigam. Und die liebe kleine Schwägerin ist ihr mind. Ernst Wimmer.

Wie lange dauert ein Vokal?

Im gewöhnlichen Leben schon kann man bemerken, daß die Menschen die einzelnen Silben mit ganz verschiedenen Geschwindigkeiten aussprechen; der eine redet so schnell, daß man ihn nur mit äußerster Aufmerksamkeit verstehen kann und auch dann noch einzelne Silben oder Worte dem Ohre des Zuhörers unklar bleiben, der zweite spricht so langsam, daß man beim Anfang eines Satzes schon das Ende kaum abwarten kann. Bezüglich der Langsamkeit nun gibt es keine eigentliche Grenze, sondern man kann so langsam reden, wie es die Geduld des Zuhörers und schließlich auch die des Redners selbst gestattet; bei der Redeschwindigkeit aber gibt es ein Ende, das auch der Sprachgewandteste nicht überschreiten kann. Seit man die menschliche Sprache nach der physikalischen Seite hin zu untersuchen begann, hat man auch die Zeit, in der die einzelnen Silben und ihre Bestandteile, also die Buchstaben, ausgesprochen werden, genauer festzustellen vermocht, aber früher hatte man keine Untersuchungsmittel von genügender Sicherheit, sondern man mußte, mit möglichst sorgfältigen Schätzungen begnügen, aber man wußte nie, ob diese Schätzungen richtig waren. Jetzt hat man nun im Phonographen und im Grammophon Mittel, diese Sprechzeiten ganz präzise zu erkennen. Denn die Zeit, in der der Schreiber, der das Gesprochene auf der Platte aufzeichnet, die ganze Platte des Phonographen oder des Grammophons durchläuft, läßt sich sehr genau angeben, und danach kann man auch ermitteln, wie viel Zeit auf einen einzelnen Buchstaben entfällt. Bekanntlich sind die wichtigsten Buchstaben der Vokale, zu ihrem Aussprechen wird der größte Teil der Sprechzeit verwendet, während die Konsonanten sich mit verhältnismäßig kurzer Sprechdauer an die Selbstlauter anschließen. Nichtsdestoweniger ist auch die zum Aussprechen eines Vokals erforderliche Zeit nicht gerade groß; die Messungen an den Phonographen- und Grammophonplatten haben gezeigt, daß -- abgesehen natürlich von Gesängen, wo ein Vokal entsprechend der Länge der Note oft sehr lange ausgehalten werden muß -- der einzelne Vokal höchstens eine halbe Sekunde dauert. Nun ist es an sich gar nicht so wenig, sondern für gewöhnlich wird die Dauer einer Sekunde sehr unterschätzt. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man sich eine Taschenuhr aus Ohr hält, so daß man sie hören hört und dann feststellt, wie lange ein einzelner Tict dauert. Man wird vielleicht erstaunt sein, wenn man auf diese Weise bemerkt, daß auf eine Sekunde fünf Tacte kommen, so daß der einzelne Tict nur eine fünfstel Sekunde hindurch dauert; und dennoch kann unser Ohr die einzelnen Tacte noch ganz genau erkennen und ohne sich irgendwie anzustrengen. Danach wird man also zugeben müssen, daß eine halbe Sekunde -- also die Dauer von zumal einem halben Tict der Taschenuhr -- für einen Vokal immerhin beträchtlich ist; aber man muß bedenken, daß das eben nur die Maximaldauer bedeutet, vielfach wird ein Vokal in bedeutend geringerer Zeit ausgesprochen, ja es kommen Fälle vor, in denen dazu nur der dreißigste Teil einer Sekunde genügt; das sind dann natürlich die Vokale, in denen der Redner dem Ohre des Zuhörers Qualen bereitet, und es ist in der Tat keine Seltenheit, fünfzehnmal so schnell zu sprechen, als im anderen. Man bedenke doch, was das heißt: In der Zeit, in der der langsam Sprechende eine einzelne Seite aus einem Buch vorliest, hat der heftig Sprechende fünfzehn Seiten heruntergegespult! Diese Messungen beweisen auch, daß die früheren rohen Schätzungen der Sprechgeschwindigkeit, wenn sie auch die Wirklichkeit nicht ganz trafen, sich doch nicht eben allzusehr von ihr entfernten, denn man hatte früher nach diesen Schätzungen geglaubt, daß man in einer Sekunde höchstens elf Silben sprechen, respektive hören könne; nun ist ja zwischen einer dreißigsten und einer elften Sekunde ein großer Unterschied, aber man muß zunächst bedenken, daß die Konsonanten, wenn sie auch nur wenig Zeit brauchen, immerhin doch etwas Zeit erfordern; hauptsächlich ist aber zu beachten, daß zwischen den einzelnen Silben auch eine Zeit liegt, die unter Umständen größer sein kann, als die zum Sprechen selbst verwendete, und da man früher nicht einzelne Silben auf die Sprechzeit prüfen, sondern immer mehrere Silben zusammen beobachten mußte, man auch diese Zwischenzeit den Silben zurechnete, und wesentlich daher kommt der Fehler der früheren Bestimmungen der Zeit, die das Aussprechen eines Vokals dauert. --

Nachdruck des Inhalts verboten!